

VOLKER SCHUPP

Die Hilfe der Kodikologie beim Verständnis
althochdeutscher Texte

Vortrag zur akademischen Gedenkfeier für Johanne Autenrieth
am 17. Januar 1997

Die Hilfe der Kodikologie beim Verständnis althochdeutscher Texte

Vortrag zur akademischen Gedenkfeier für Johanne Autenrieth am 17. Januar 1997

Herr Schmidt hat in seinem schönen Nachruf auf seine Vorgängerin das Zitat überliefert, sie habe gerne »gemeinsam geübt«¹. Einer von denen, mit denen sie »gemeinsam geübt« hat, bin ich gewesen, ja wir haben vielleicht sogar die nachhaltigsten gemeinsamen Übungen miteinander abgehalten, denn aus zwei Hauptseminaren folgte schließlich 1981 eine Ausstellung von »Handschriften und Facsimile-Ausgaben zur deutschen und lateinischen Literatur des Mittelalters« in der Universitätsbibliothek, zu der ein Ausstellungskatalog² erschien, der die Ehre hat, in der Präsenzbibliothek des Sonderlesesaals aufgestellt zu sein und von Kollegen als Arbeitsinstrument gern genutzt zu werden. Helmut Staubach, der nun auch nicht mehr unter den Lebenden weilt, hat damals Fotografien der Vitrinen angefertigt, damit die Ausstellung mit geringerem Aufwand wiederholt werden könnte. Das wäre vielleicht von der Sache her sinnvoll, denn inzwischen sind eine ganze Reihe neuer Facsimile-Ausgaben zur deutschen Literatur des Mittelalters erschienen, die Lücken in der Abfolge füllen könnten. Mir freilich würde es keine Freude machen, die alten Fußstapfen allein aufzusuchen.

Diese Ausstellung vor fünfzehn Jahren hat auch in ihren reduzierten Möglichkeiten gezeigt, daß der Status der deutschen Literatur, über weite Strecken von dem der lateinischen durchaus verschieden, seine Veränderung im Laufe des Mittelalters auch optisch erkennen läßt. An der Meßlatte der lateinischen Codices konnte man dieses eindrücklich sehen. So hatte diese damalige Zusammenarbeit zwischen Literaturgeschichte und Kodikologie auch über das einzelne Denkmal hinaus ihren Erkenntniswert.

Ich will solche Überlegungen heute, lediglich auf die Karolingerzeit bezogen, fortsetzen, die ja Johanne Autenrieth am liebsten war, und zu zeigen versuchen, daß (manchmal) die Überlieferungssituation der Literaturgeschichte Zugänge zum Status von Texten anbietet, die weder beim bloßen Schauen auf den Text noch beim Lesen des Textes in einer Ausgabe zu gewinnen sind, die vielmehr weiterer Vergleiche und Überlegungen bedürfen, um zu Erkenntnissen zu reifen. Freilich bin ich kein Kodikologe. Das Thema ist also nicht so gemeint, als ob ich hier diesen Part kompetent vertreten könnte. Ich verwende Ergebnisse der Kodikologie, die andere erarbeitet haben, Johanne Autenrieth und Bernhard Bischoff. Ich frage in ihrem Sinne nach neuen Antworten. Wie sehr sie dieses Fach zum Nutzen der auf sie angewiesenen angrenzenden Fächer gefördert haben, wird einem bewußt, wenn man die Text-Ausgaben und das »Althochdeutsche Lesebuch«³ verwendet, die teilweise rückständig geworden sind, obwohl sie sich ja seit den Zeiten unseres Studiums auch verändert haben. Daß hier vieles noch zu tun ist und angesichts des Katalogisierungsstandes mancher Bibliotheken vieles ausgeblendet bleiben muß, ist

¹ Freiburger Universitätsblätter 132 (1996), S.177.

² Schriften der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., hrsg. von Wolfgang Kehr, Bd. 4.

³ Hrsg. von Wilhelm Braune, Tübingen Aufl. 161979.

mir bei diesem Versuch bewußt geworden. Daß hier Abhilfe geschaffen wird, ist auch ein Wunsch der Literaturwissenschaft an die Kodikologie.

»Kodikologie« verwende ich im weitesten Sinne und verstehe darunter den Blick auf den Überlieferungsträger sowohl im einzelnen Denkmal als auch auf die Gesamtheit der Handschriften einer Epoche bezogen. Dabei ist für mich die »perspective d'histoire culturelle«, die Albert Derolez⁴ fordert, selbstverständlich, denn wem anders käme die Feststellung zupass, daß der Text »en fin de compte (est) la raison d'être du livre«. Das ist genau der Punkt, von dem aus der Literaturwissenschaftler seine Hilfsersuchen an den Kodikologen richtet.

Ansatzpunkte liefern uns die theoretisch bewußteren unter den Autoren selber, so Notker der Deutsche (gest. 1022) in seinem berühmten Brief an den Bischof Hugo von Sitten, in dem er noch gegen Ende der Epoche, wahrscheinlich im 2. Jahrzehnt des 11. Jh.s, seine deutschen Bearbeitungen als eine *res pene inusitata* bezeichnet und den (kommunikativen) Status seiner Werke folgendermaßen zu erkennen gibt: »Vielleicht ist einiges (von meinen Schriften) wert, in eure Hände zu gelangen. Aber wenn ihr sie haben wollt, so schickt mehrere Pergamente und Geld für die Schreiber und dann werdet ihr Exemplare davon erhalten. Wenn sie zu euch gelangt sind, so denkt, ich sei selbst zugegen.«⁵ Es ist also im Gegensatz zur heutigen Anonymität von Verfassern hier das geschriebene Buch auch Symbol oder Stellvertreter für die Anwesenheit des dem Leser bekannten Autors.

Um diesen Status der althochdeutschen Literatur geht es im folgenden. Ich meine damit die historische Bedeutung des Textes, seine Einschätzung durch Autor und Benutzer, die sich uns nicht allein aus Wortbedeutung und Syntax erschließt, sondern teilweise auch durch die zeichenhafte Bedeutung des Überlieferungsträgers.

Bevor ich das

(1.) an den Interlinearversionen,

(2.) an den sich zum Teil mit ihnen überschneidenden Psalmenübersetzungen und

(3.) an der Bibelübersetzung und Bibeldichtung

durchexerziere – eine Kleinigkeit, gewissermaßen das Problem charakterisierend, vorweg.

In der umfangreichen Literatur des ehemaligen sehr reichen und mächtigen Klosters Lorsch, die in vier Bibliothekskatalogen des Mittelalters verzeichnet ist, ragt als fast einziges deutsches Schriftstück der »Lorscher Bienensegnen« heraus, der überhaupt die älteste Aufzeichnung eines solchen Spruches darstellt.

Kirst, imbi ist huczel nu fluic du, uihu minaz, hera
fridu frono in godes munt heim zi comonne gisunt.
sizi, sizi, bina: inbot dir sancta maria.
hurolob ni habe du: zi holze ni fluc du,
noh du mir nindrinnes, noh du mir nintuuinnest.
sizi uilo stillo, vuirki godes uuillon.⁶

⁴ Albert Derolez, *Codicologie des manuscrits en écriture humanistique sur parchemin*, Bd. 1, S. 5, Turnhout 1984 (Bibliologia 5).

⁵ Notker der Deutsche, *Die kleineren Schriften*, hrsg. von James C. King und Petrus W. Tax, Tübingen 1996, S. 347-349, hier S. 348, Z. 9f. und S. 349, Z. 19-22 (Die Werke Notkers des Deutschen Bd. 7).

⁶ Braune, *Althochdeutsches Lesebuch* (wie Anm. 3), XXXI,3 mit leichten Korrekturen gegenüber der Handschrift.

Christus, das Bienenvolk ist fort! Jetzt flieg hierher, mein Tierchen,
im Schutz von Gottes herrlichem Frieden ohne Schaden heimzukommen.
Setz dich, setz dich, Biene, das gebot dir Sankta Maria.
Du sollst keine Erlaubnis haben, dich zu entfernen, flieg nicht in den Wald,
entflieg mir nicht und entweiche mir nicht,
setz dich ganz ruhig hin und tu Gottes Willen.

Ein Paradestück mündlicher Gebrauchsichtung, das in einem Codex nichts verloren hat, aber dort, in einem jetzigen vatikanischen Palatinus, steht es auf dem Kopf am unteren Rand (Abb. 1).

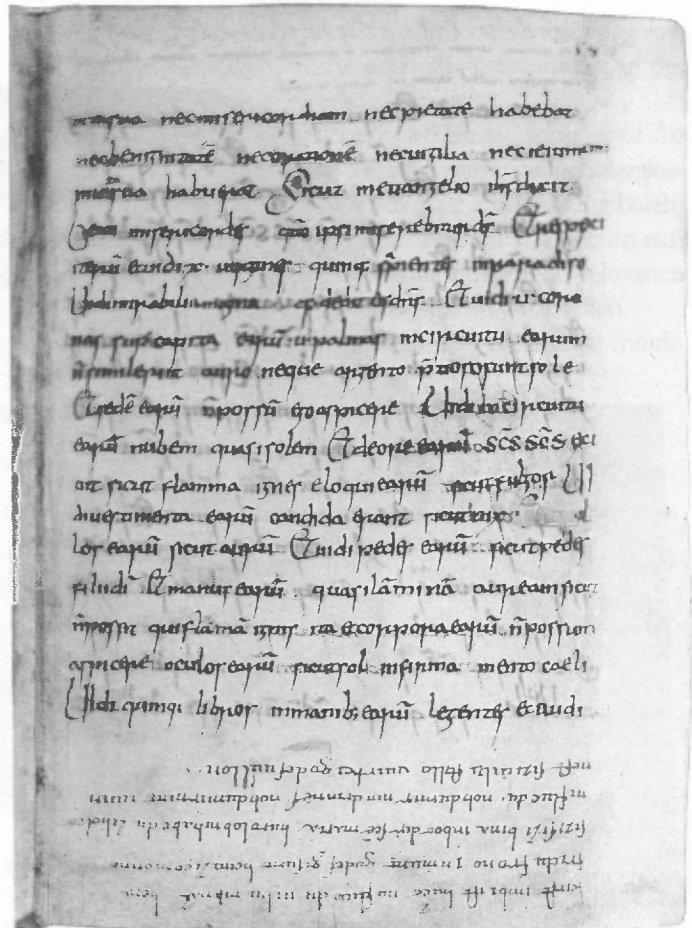


Abb. 1. Lorscher Bienensegen. Vaticana, Cod. Pal. 220, fol. 58r (10.Jh.)

Das ist kein Einzelfall. Kürzere althochdeutsche Texte sind immer wieder in lateinische Handschriften auf zufällig freigebliebenen Blättern aufgezeichnet worden, und auch die Kopfständigkeit kommt gelegentlich vor (Hellgardt)⁷. Eine Schlettstadter Handschrift des 9. Jahrhunderts enthält ebenfalls in kopfständiger Schrift den Rest eines alten Zauberspruches, so daß man zur Frage, warum man althochdeutsche Zaubersprüche überhaupt aufzeichnete, auch noch die beantworten sollte, warum dies gelegentlich kopfständig geschah. Über das erste mag zum Teil die zu erschließende Verwendungsweise der

⁷ Vgl. Ernst Hellgardt, Die deutschen Zaubersprüche und Segen im Kontext ihrer Überlieferung (10. bis 13. Jahrhundert). Eine überlieferungsgeschichtliche Skizze. Atti Accademia Peloritana dei Pericolanti, Cl. d. lett. Filos. et delle arti, vol. 71(1997).

Handschriften oder Handschriftenteile in der Schule oder Katechese oder zur Erziehung von Geistlichen Aufschluß geben; der Kopfständigkeit dürfte man mit Hilfe der Zauberpraxis eher auf die Spur kommen, wenn man nämlich etwa die Anweisung dazustellen, daß man beim Kräutersammeln in der Vollmondnacht das Vaterunser rückwärts aufzusagen muß, damit es seine Wirkung entfaltet. Die Kopfständigkeit trennt jedenfalls den eingetragenen Spruch von dem sonstigen Text der Handschrift. Sie weist ihn in eine eigene Welt ein, an deren Grenze ich hier den Schritt zurücklenke: mit der Feststellung, daß eben solche Kontexte über neue Interpretationen und uns fremde Gedanken der Anwender Aufschlüsse geben können, deren man in der üblichen Edition nicht einmal gewahr wird.

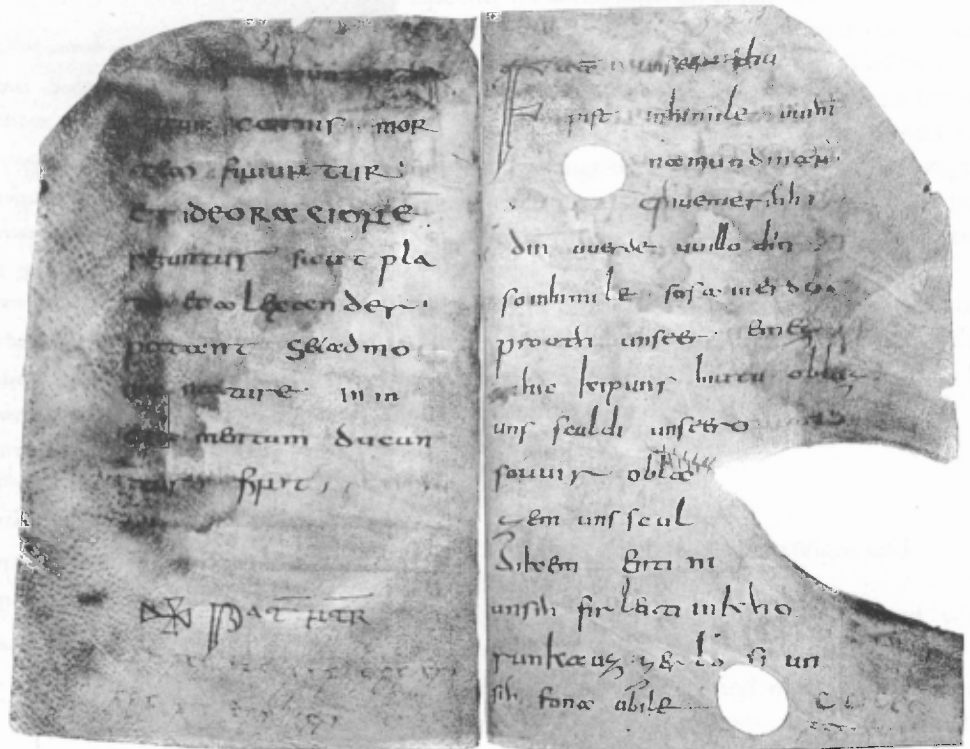


Abb. 2. Sankt Galler Patemoster. Cod. Sang. 911 (Ende 8. Jh.)

Mit solchen Überlegungen schwinden die Gründe, Zauber und Segensformeln essentiell auseinanderzuhalten. Es zeigen sich aber Ansätze zu einer Typologie der kleinen Texte, die mit den linguistisch erarbeiteten Funktionsgruppen⁸ zu vergleichen wäre, was ich hier nicht tun will.

Ich wende mich dem ersten Komplex zu, den »Interlinearversionen«⁹, d.h. den Übersetzungen, die zwischen die Linien lateinischer Texte eingetragen wurden. Sie bestehen gewissermaßen aus einem dichten Gewebe von Übersetzungsglossen. Jedes Wort, wie wir es einstmals im Lateinunterricht betrieben haben, jedes Wort wird in seiner Bedeutung und

⁸ Moser, Wellmann; Wolf, Geschichte der deutschen Sprache, Bd. 1. Althochdeutsch - Mittelhochdeutsch, von Norbert Richard Wolf, Heidelberg 1981, S. 66f.

⁹ Zu diesem Komplex Nikolaus Henkel, Die althochdeutschen Interlinearversionen. Zum sprach- und literarhistorischen Zeugniswert einer Quellengruppe, in: Wolfram-Studien 14 (1996), S. 46-72.

Rektion genau an die Stelle geschrieben, an der man es braucht. So entstehen deutsche Texte lateinischer Syntax und Wortstellung. Diese Praxis legt die Qualifikation der Interlinearversion als zielsprachlich gerichtet nahe, d.h., es soll hier nicht fremde Literatur und Kultur in die eigene herübergeholt, sondern es soll dem Leser geholfen werden, sich auf die lateinische zuzubewegen. Das zeigt analog auch die Praxis der lateinischen Interlinearglossen in einem lateinischen Text wie dem »Hortulus« des Walafrid Strabo¹⁰, die ebenfalls erkennen läßt, daß hier ein durch geringere Schrift gekennzeichnete erklärender Zusatz zum Haupttext gegeben wird.

Auch die ersten Vaterunserübersetzungen dürften solche Interlinearversionen gewesen sein, auch wenn sie nicht, wie das älteste, das sog. »St. Galler Vaterunser«, als solche überliefert sind (Abb. 2). Der lateinische Text, den man auswenig kann, wird weggelassen. Daß wir auch heute noch »Vater unser« sagen, dürfte noch als Fernwirkung an der Tatsache liegen, daß das Gebet *Pater noster* heißt.

Die Interlinearversionen sind nicht immer gleich als solche zu erkennen, schon weil die Ausgaben mitunter nur die deutschen Texte aufnehmen, die lateinischen jedoch weglassen. Ein Blick in die Handschrift kann einen über den Charakter der Übersetzung belehren, er kann aber noch nicht zeigen, wie sehr der deutsche Text dem lateinischen im einzelnen folgt. Dazu bedürfte es einer interlinearen Edition, wie sie nur in den seltensten Fällen vorliegt. Erst allmählich beginnt man den Sinn solcher Ausgaben einzusehen.

Das älteste deutsche Wörterbuch, der sogenannte »Abrogans« (Abb. 3-5), ist eine Interli-



Abb.3. Abrogans (Anfang).
Paris, BN, Cod. Lat.
7640, fol. 124

¹⁰ Liber de cultura horticorum, MGH, Poet. lat. II, 335-350, Tab. I.

nearversion eines lateinischen Wörterbuches, das die Bedeutung eines schwierigen lateinischen Wortes, des Lemmas, durch ein leichteres lateinisches Wort als Interpretament wiedergibt. Wie man solche Wörterbücher benutzen konnte, zeigt ein Blick in die handschriftliche Überlieferung. Während die beiden Versionen des Abrogans aus Paris (Regensburg?) und aus Karlsruhe (Reichenau?) alphabetisch angelegt sind, beginnend mit dem Wort »Abrogans« bzw. »Adonai«, die Interpretamente hinter den Lemmata, und sich in ihrer Ordnung gleich als Nachschlagewerke präsentieren, bietet der St. Galler Abrogans, der doch der älteste von diesen dreien ist, ein diffuseres Bild. Bei ihm handelt es sich um eine bis zum jeweiligen Ende der Zeile durchgeschriebene Abschrift, in der eben die vielleicht ursprünglich interlinear angelegten Interpretamente hinter die Lemmata geraten sind, die ihrerseits über das Blatt verteilt und nicht mehr linksbündig stehen. Dadurch ist die alphabetische Ordnung gestört worden. Wer sich genug Zeit nimmt, kann auch hier noch zu seiner Wortbedeutung kommen, zumal die Großbuchstaben schwach rot unterlegt sind, es zeigt sich aber gleich, daß ein solches Wörterbuch kaum als Nachschlagebuch gedient haben kann – hier wäre die praktische Funktion durch die Anordnung verfehlt worden –, sondern vielleicht eher für den Schulgebrauch als eine grob alphabetisch angeordnete Wortkunde, wie man sie in meiner Gymnasialzeit auch noch, alphabetisch nach Stämmen geordnet, auswendiggelemt hat.

Von größerem Belang ist der Status der Interlinearversion bei den sog. »Murbacher Hymnen« (Abb. 6). Hier handelt es sich um Ambrosianische Hymnen zu vier Zeilen und

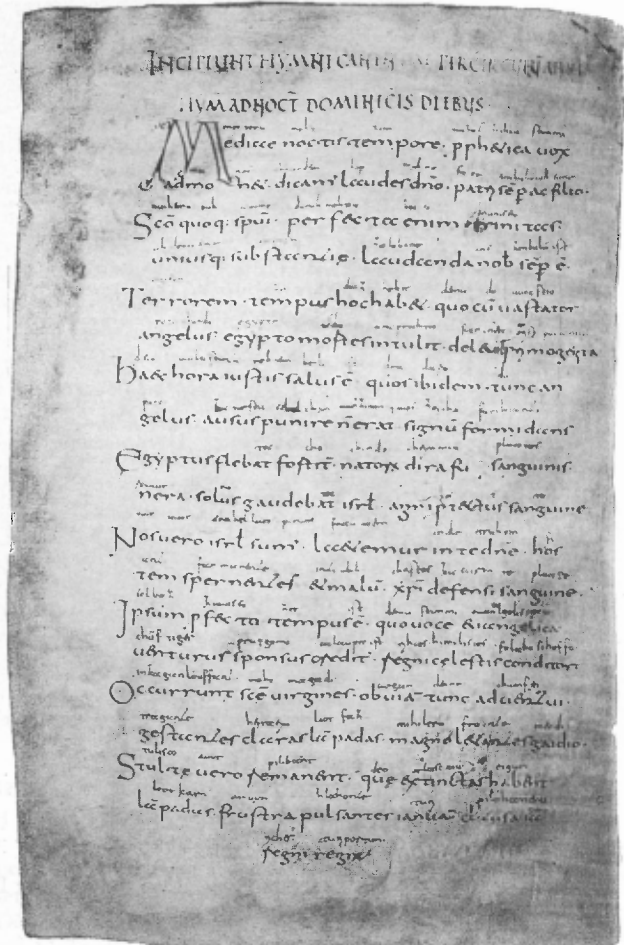


Abb. 6. Murbacher Hymnen I, 1-9. Bodleian Library, Cod. Jun. 25, fol. 122b (1. Viertel 9.Jhs.)

vier Takten, die interlinear mit einer althochdeutschen Übersetzung versehen worden sind. Kennt man die Handschrift, kann man sich denken, daß hier für des Lateins wenig Kundige der Inhalt der frommen Gesänge erschlossen werden sollte. Um so verständlicher ist sowohl der Druck in zwei Spalten in der Edition¹¹ und im »Althochdeutschen Lesebuch«, der den Anschein erweckt, die deutschen Hymnen wären selbstständig, als auch der Versuch von Kollegen, in die deutschen Wortreihen, die doch nur schlicht in Rektion und Wortstellung den lateinischen folgen, eine poetische Rhythmik hineinzubringen, sie also als deutsche Dichtungen zu lesen. Schon der Schrifttyp der althochdeutschen Version läßt sich in seiner Hierarchie als typische Glossenschrift erkennen.

Mediae noctis tempore
prophetica vox admonet:
dicamus laudes domino
patri semper ac filio

Mittera nahti zîte
uuîzazlîchiu stimma manôt
chuuvedêm lop truhtîne
fatere simbulum ioh sune

Analoges gilt von der althochdeutschen Benediktinerregel im Sangallensis 916 – von dem Johanne Autenrieth überzeugt war, er stamme eigentlich von der Reichenau –, in den Wort-für-Wort-Übersetzungen eingetragen worden sind (Abb. 7). Anders als mit der

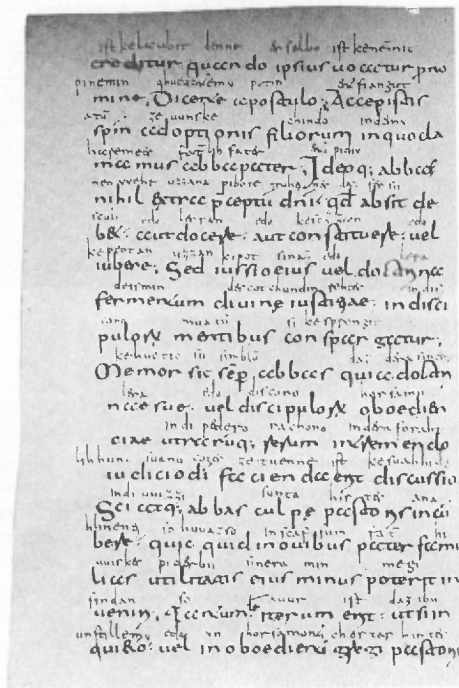
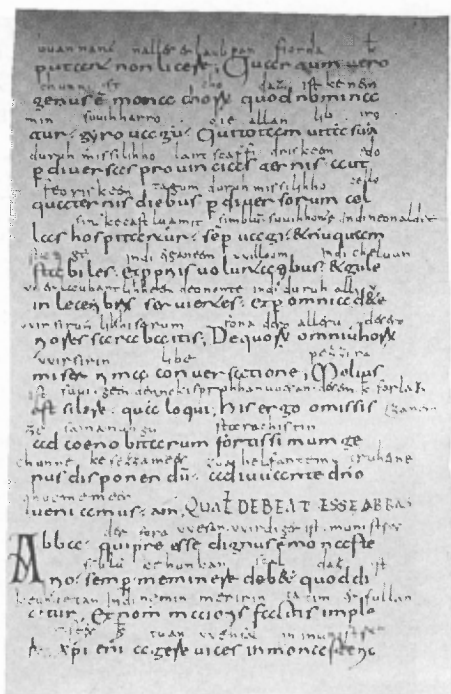


Abb. 7. Interlinearversion der Benediktinerregel. Cod. Sang. 916 (1. Viertel 9. Jhs.)

semantischen Untersuchung des entstehenden deutschen geistlichen Wortschatzes hat man sich mit dem Codex nicht sehr beschäftigt, so daß die zweiseitige Anordnung in

¹¹ Ursula Daab (Hrsg.), Drei Reichenauer Denkmäler der altalemannischen Frühzeit, Tübingen 1963 (AltDt. Textbibliothek 57).

der Ausgabe den Anschein erweckt, hier habe der junge Novize seine Regel eben deutsch lesen können. Er hat sie nur soweit deutsch mitgelesen, als er sie lateinisch kennen mußte. Die Krücken konnten weggeworfen werden, wenn der Text verstanden war, er ist ja auch gar nicht bis zum Ende übersetzt worden.¹²

Freilich ist die Art der Version nicht immer am Codex abzulesen. Dieser ergibt den Anfangsverdacht, auf den hin weiter untersucht werden muß. So ist etwa die vollendetste Übersetzung des frühen Mittelalters, der althochdeutsche »Isidor«, in der Handschrift zweispalzig angeordnet. Deutscher und lateinischer Text sind durch eine Linie getrennt, aber hier zeigt sich auch, daß eine größere Freiheit deutscher Formulierung möglich ist, größer jedenfalls als im ebenfalls zweispalzig überlieferten »Tatian«, bei dessen Entstehung in Fulda ein interlinear gefertigtes Konzept als Gemeinschaftswerk mehrerer Übersetzer anzunehmen ist, das dann, wie der letzte Herausgeber zeigen konnte, zeilenentsprechend in den Sankt Galler Codex 56 eingetragen wurde.¹³ (Abb. 8)

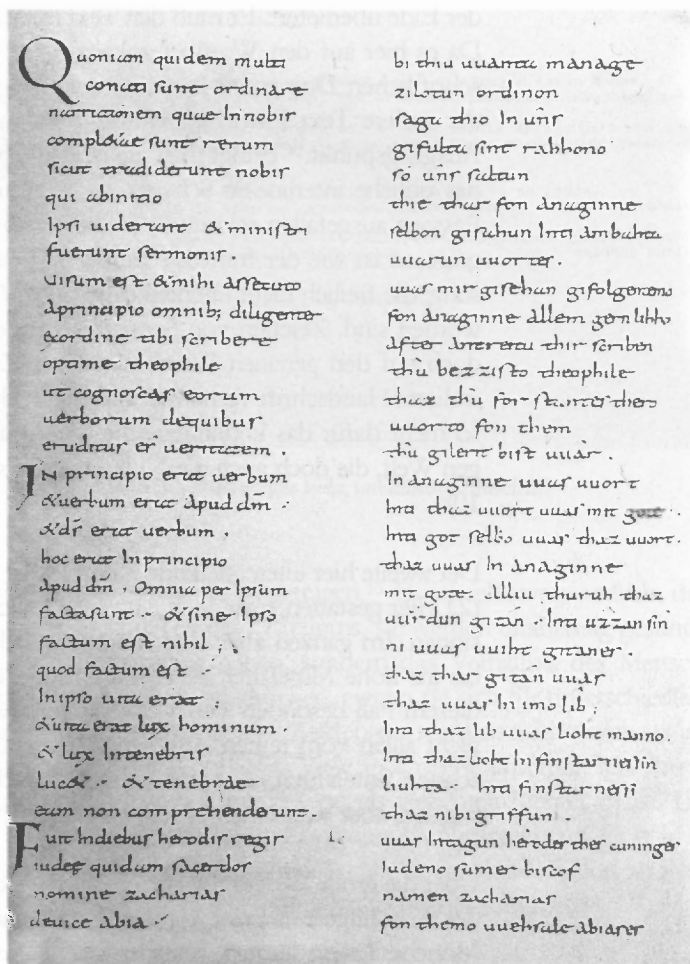


Abb. 8. Tatian.
Cod. Sang. 56
(2. Viertel 9.Jhs.)

¹² Ursula Daab (Hrsg.), Die althochdeutsche Benediktinerregel des Cod. Sang. 916, Tübingen 1959 (Altdeutsche Textbibliothek 50). Eine Neuauflage, die den Charakter der Interlinearversion wiedergibt, von Achim Masser ist in Arbeit.

¹³ Achim Masser (Hrsg.), Die lateinisch-althochdeutsche Tatianbilingue. Stiftsbibliothek St. Gallen Cod. 56, Göttingen 1994, S. 13 (Studien zum Althochdeutschen 25).

Daraus folgt unter anderen das didaktische Problem, ob noch heute anhand der Tatian-Prosa Althochdeutsch gelernt werden soll. Als man von allen Germanisten eine hinreichende Lateinkenntnis verlangen konnte, war es keine Schwierigkeit, mit einem Blick auf die linke, also lateinische Spalte die althochdeutsche Formulierung des Evangelientextes zu verstehen. Wird das Lateinische schon gar nicht mehr mitgedruckt, wie es in manchen Auflagen des »Althochdeutschen Lesebuches« der Fall ist, oder fehlen den heutigen Studenten die zum Vergleich nötigen Grammatikkenntnisse, so ist, wenn man nur die Vergewaltigung der deutschen Syntax daran studieren kann, eine solche Lektüre nicht unbedingt die beste Motivation für althochdeutsche Studien.

Daß es mit einem Ablesen am Überlieferungsträger nicht getan ist, zeigen auch die »Straßburger Eide«, in denen Ludwig der Deutsche in altfranzösischer und Karl der Kahle in althochdeutscher Sprache am 14. Februar 842 ihren gegenseitigen Beistand gegen Kaiser Lothar beschworen. Nidhart, wie die beiden Könige selbst Enkel Karls des Großen und also ihr, wenn auch illegitimer, Vetter, hat die Situation und den Wortlaut der Eide überliefert. Er muß den Text mit den beiden andern im voraus festgelegt haben. Da es hier auf den Wortlaut ankam, auch wenn dieser seine Gültigkeit nicht in einem schriftlichen Dokument hatte, ist anzunehmen, daß von einer einzigen Grundlage aus der andere Text formuliert wurde. Man meint gewöhnlich, der deutsche Text sei der Ausgangspunkt.¹⁴ Bringt man die beiden Eide, den der Könige und den der Vasallen, in das übliche interlineare Schema, so zeigt sich, daß im deutschen Text zumindest eine Passage ausgefallen sein muß, er aber wahrscheinlich ebensowenig der Ausgangspunkt gewesen ist wie der französische, so daß wohl beide aufgrund einer lateinischen Urfassung, die freilich nicht überliefert ist, zum Vorsprechen für Herren und Heere formuliert worden sind. Zeichen von Spontaneität oder gesprochener Sprache dürften hier, wo es doch auf den genauen Wortlaut ankam, Zufälligkeiten sein. Der einzelne Blick in die isolierte Handschrift verrät uns also hier nichts über Gebrauch und Textkonstitution, um so mehr dafür das kodikologische Studium verwandter Übersetzungsfälle in der geistigen Welt, die doch auch die Nidharts gewesen ist, nämlich der Klosterschule. (Abb. 9 + 10)

Der zweite hier interessierende Komplex ist der der *Psalmenübersetzungen*.

(2.) Hier gestatten zwar auch einzelne Codices eine genauere Wertung der Interlinearversionen. Im ganzen aber sind möglichst viele Psalmenhandschriften in ihrem Gebrauch bis ins hohe Mittelalter als Erkenntnisquelle heranzuziehen. Kodikologie erhellt also in diesem Fall besonders den Verwendungszusammenhang der Texte. Das Wissen kommt nicht allein vom reinen Anschauen, es wird durch die frömmigkeitsgeschichtliche Forschung unterstützt. Aus den althochdeutschen Texten kann es kaum allein gewonnen werden, aber wenn man es hat, sieht man, daß die einzelnen Aspekte in Korrelation treten.

Über die große Bedeutung der Psalmen als das poetische Werk des Königs David, die in der Karolingerzeit jeder Gebildete auswendig konnte, auch weil an ihnen die jungen Mönche Latein lernten, braucht hier kaum etwas gesagt zu werden. Die Anzahl der Handschriften spricht schon für sich. Im Reichenauer Katalog des Bibliothekars Regin-

¹⁴ Ruth Schmidt-Wiegand, Artikel »Straßburger Eide«, in: *Verfasser-Lexikon*, Bd. 9, Sp. 380.

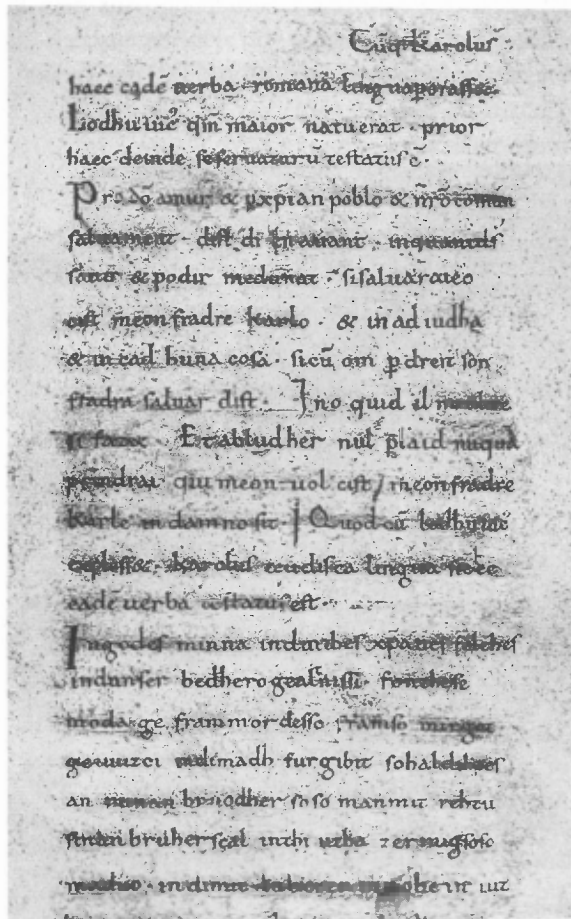


Abb. 9. Straßburger Eide. Paris, BN, Cod. Lat. 9768(10./11.Jh.)
(f. 12bv/13br)

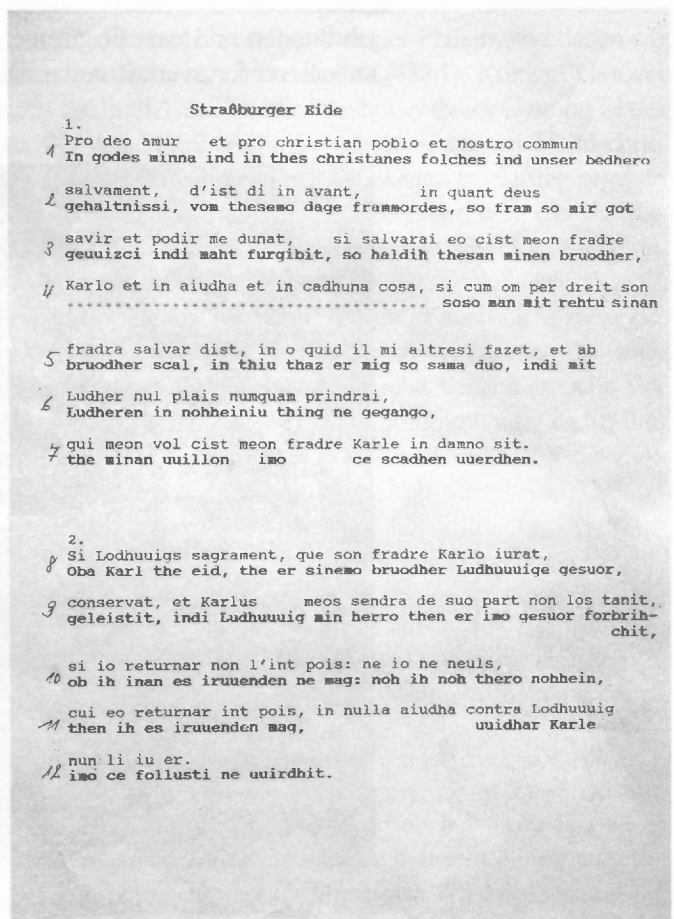


Abb. 10. Straßburger Eide, interlineare Umschrift

bert von 821/22 sind schon 50 Psalter eingetragen.¹⁵ Es ist selbstverständlich, daß man viele brauchte, die Psalmen sind Teil des Offiziums, sie werden unablässig gesungen. Da die Psalmen keinen Zusammenhang haben, sondern das Verhältnis des Menschen zu Gott in einer Vielzahl von Aspekten ausdrücken, eignen sie sich für unterschiedliche Bedürfnisse, nicht immer die geistlichen des Klosterlebens, sondern auch durchaus irdische, beispielsweise die Linderung des Kopfwehs. Viele Psalmen bekommen hier ihre eigene Gerichtetheit. So heißt es zu Psalm 5, der ja Gott als gerechten Richter preist: Lies ihn, wenn du vor dem Richter erscheinen mußt. Zu Psalm 11, Vertrauen auf Gott: »Lies ihn, wenn du aus deinem Hause gehst, und du besiegst alle deine Feinde.« Und zu Psalm 21: Schreib ihn für die Schafe und hänge ihn an den Nacken eines Lammes.¹⁶

¹⁵ Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, Bd. 1: Die Bistümer Konstanz und Chur, bearb. von Paul Lehmann, München 1918 (Neudruck 1969); S. 248, 19.

¹⁶ Klaus Schreiner, Frömmigkeit in politisch-sozialen Wirkungszusammenhängen des Mittelalters. Theorie- und Sachprobleme, Tendenzen und Perspektiven der Forschung, in: Michael Borgolte (Hrsg.), Mittelalterforschung nach der Wende, München 1995, S. 208 (Hist. Zeitschrift, Beiheft NF 20); ders., Psalmen in Liturgie, Alltag und Frömmigkeit des Mittelalters in: Landgrafenspalter (wie Anm. XX), S. 177f. nach Carl Kayser, Gebrauch von Psalmen zur Zauberei, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 42 (1882), S. 456-462, hier S. 459-461.

Gerade solch individuelle Ausrichtung erfordert eine frühe Übersetzung. Aus dem 9. Jahrhundert sind zwei Fragmente (in München und Dillingen) von altalemannischen Interlinearversionen erhalten, die vielleicht zur Reichenau gehören (Abb. 11):¹⁷ die Version



Abb. 11. Altalemannische Psalmen. Lyzealbibliothek Dillingen (9.Jh)

sprengt den üblichen Rahmen nicht, sie ist aber im Gegensatz zu anderen kleinen Spezialschriften für die Interlinearversion in rot eingetragen. Man hat aus dieser Ausstattung auf einen besonderen Adressaten der Psalmenübersetzung schließen wollen.¹⁸ Das ist nicht unwahrscheinlich; ganz deutlich wird dies bei Notker dem Deutschen, dessen kommentierende Psalmenübersetzung das bisher Dagewesene überschritt. Sie wird zwar, wie auch seine anderen Übersetzungen, im Schulunterricht wurzeln. *Propter caritatem discipulorum* gibt sein Schüler Ekkehard IV. als Motiv seines Tuns an.¹⁹ Diese Handschriften sind ganz schlicht. Aber hier haben wir im lateinischen Interlinearkommentar Ekkehards IV. zu seinem Hexameter-Gedicht auf Notkers Tod im »Liber benedictionum« die kostbare Mitteilung, daß die Kaiserin Gisela bei ihrem Besuch in St. Gallen mit Konrad II. fünf Jahre nach Notkers Tod sich den Psalter und den Hiobkommentar habe geben lassen, das Psalterium, *in quo omnes, qui barbaricam legere sciunt, multum delectantur*.²⁰ Gisela und vielleicht – mit weniger Ergötzen – schon die unbekannte Besitzer(in?) der altalemannischen Psalmenhandschrift reihen sich damit – nach dem (nichtbiblischen) Vorbild der

¹⁷ Ahd. Lesebuch (wie Anm. 3), Nr. XVII, 1.

¹⁸ Th. Längin, Altalemannische Sprachquellen aus der Reichenau, in: Die Kultur der Abtei Reichenau, München 1925, Bd. 2, S. 684–702, hier S. 695.

¹⁹ Der Liber Benedictionum Ekkeharts IV., hrsg. von Johannes Egli, St. Gallen 1909, S. 230 Anm. 6. (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXI, vierte Folge 1).

²⁰ Der Liber Benedictionum, S. 231, Anm. 9.

Jungfrau Maria in der Verkündigungsszene – ein in die private Psalmenlektüre der mittelalterlichen hochgestellten Persönlichkeiten, besonders frommer Frauen, von denen wir etwa im »Parzival« des Wolfram von Eschenbach bei Sigune (438,1), Königin Ginover (644,24) und Trevrizent (460,25) erfahren. Das Prachtstück aber in dieser Gattung ist der Landgrafen-Psalter Hermanns IV. von Thüringen²¹, der mit einer ganzen Handschriftengruppe offenbar für die Privatandacht fürstlicher Persönlichkeiten in Auftrag gegeben wurde. So führen die ersten Übersetzungen zu einem Universalgebetbuch, das im Mittelhochdeutschen (mit Erleichterung der anlautenden Konsonantenverbindung) *salter* genannt wird.

Der Landgrafen-Psalter ist freilich ein lateinisches Buch. Er gehört auch nicht mehr der hier behandelten Zeit an, aber er ist der Gipfel in der Gebrauchserweiterung des alttestamentarischen Gebetes, den es gerade auch durch seine deutsche Version erreicht. Wir besitzen das Notker-Exemplar, das für die Kaiserin Gisela bestimmt war, nicht; dies könnte aber ausgesehen haben wie der Codex Sangallensis 21 (aus dem 12. Jh.), die Zierseite mit braunen Linien, roten Buchstaben und Verzierungen (Abb. 12).



Abb. 12. Notkers Psalmen-
 übersetzung (Anf.Ps.51)
 Cod. Sang. 21(12.Jh.)

²¹ Der Landgrafenpsalter. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Original-Format der Handschrift HB II 24 der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart und Kommentarband, hrsg. von Felix Heinzer, Graz/Bielefeld 1992 (Codices selecti XCIII).

Die althochdeutsche Literatur hat aber schon anderthalb Jahrhunderte vor Notker in ihrem höchsten Exponenten, der *Bibeldichtung*, mit der lateinischen gleichziehen können. Das geschah mit dem Werk Otfrids von Weißenburg. Und damit bin ich beim dritten Komplex.

(3.) Auch in der Aneignung der Bibel waren die Anfänge eher bescheiden. Ich übergehe die Leistungen der Kodikologie, die in der Sicherung und Zuordnung der Fragmente bestehen, und vermerke zur Forschungsgeschichte des »Tatian«, die sich in den letzten Jahrzehnten im Kreis gedreht hat und heute wieder am Ausgangspunkt angekommen ist, nur, daß es nicht so hätte kommen müssen, wenn ein Facsimile der Fuldaer Handschrift des Victor von Capua aus dem 6. Jh., von dem alle Überlieferung ausgeht, zur Verfügung gestanden hätte: nämlich um die interessante, aber verfehlte Theorie, zu kontrollieren, es läge im ahd. »Tatian« ein rätselhaft starker Einfluß der altlateinischen Bibelübersetzung, der »Vetus Latina«, vor. Mit Hilfe der Druck-Ausgabe allein ist die Kontrolle noch nicht möglich.²²

Während also die Zaubersprüche auf den Rändern der theologischen Handschriften nur für den mündlichen oder magischen Gebrauch (bezeichnenderweise gelegentlich kopfständig) aufgeschrieben wurden, während die Interlinearversionen, sklavisch dem Verständnis des lateinischen Textes dienend, in bescheidenerer Schrift zwischen den Zeilen stehen und nur dort als scheinbar selbständige deutsche Texte vorkommen, wo die lateinischen ohnehin auswendig gewußt werden, wie beim Vaterunser, Glauben und der Doxologie, während größere deutsche Textpartien immer noch die mindere Rolle spielen und auch ihre lateinischen Korrelate meist den geringer eingestuften Schulhandschriften zugehören, und während man selbst bei den aus der Schule hervorgehenden Psalmen den besonderen Charakter zuverlässig erst bei einer Handschriftenmusterung über die althochdeutsche Zeit hinaus erkennen kann –, tragen die letzten Vertreter der althochdeutschen Literatur, die *Bibeldichtungen*, ihren Wert und Anspruch auf der Stim geschrieben. Ich beschränke mich auf Otfrid von Weißenburg, den ersten namentlich bekannten Autor der deutschen Literatur.

Otfrid hat zwischen 863 und 871 eine Bibeldichtung in fünf Büchern, den Inhalt der Evangelien von der Ankunft des Erlösers bis zum Ende der Zeiten umfassend, verfaßt, in erzählenden und auslegenden Kapiteln aus binnengereimten Langzeilen, je zwei zu einer Art Strophe gebunden, und sie unterschiedlichen Adressaten gewidmet. Der bedeutendste ist König Ludwig der Deutsche; ihm gilt das erste Widmungsgedicht mit der Überschrift, die gleichzeitig Akrostichon und Telestichon ist: *Ludovico orientalium regnorum regi sit salus eterna*.²³

Ein Exemplar für die Hofbibliothek – aber was hat man damit angefangen? Erst die Deutung des Formelzusatzes *tu autem domine miserere* in der Freisinger Handschrift aus dem 10. Jahrhundert ergab einen Hinweis auf die Tischlesung, also einen paraliturgischen Gebrauch. War das auch Otfrids Intention? Jedenfalls zeigen die Handschriften seiner Werkstatt, daß er über das bisher der Volkssprache vorbehaltene Niveau hinauszielte.

Sucht man Vergleichstücke etwa zur Heidelberger Otfrid-Handschrift P (Cod. Pal. lat. 52, Abb. 13) so kommt man nicht wie sonst bei deutschen Texten auf die Schulliteratur, sondern in die Nähe der liturgischen Handschriften, etwa der Sakramentare. Das ungefähr aus derselben Zeit entstammende Reichenauer Sacramentarium, das das Land Baden-

²² Codex Fuldensis. Novum Testamentum latine interprete Hieronymo ex manuscripto Victoris Capuani edidit... Ernestus Ranke, Marburg/Leipzig 1858.

²³ Zu Handschriften und Literaturangaben Verfasser-Lexikon, Bd. 7, Sp. 172-193.

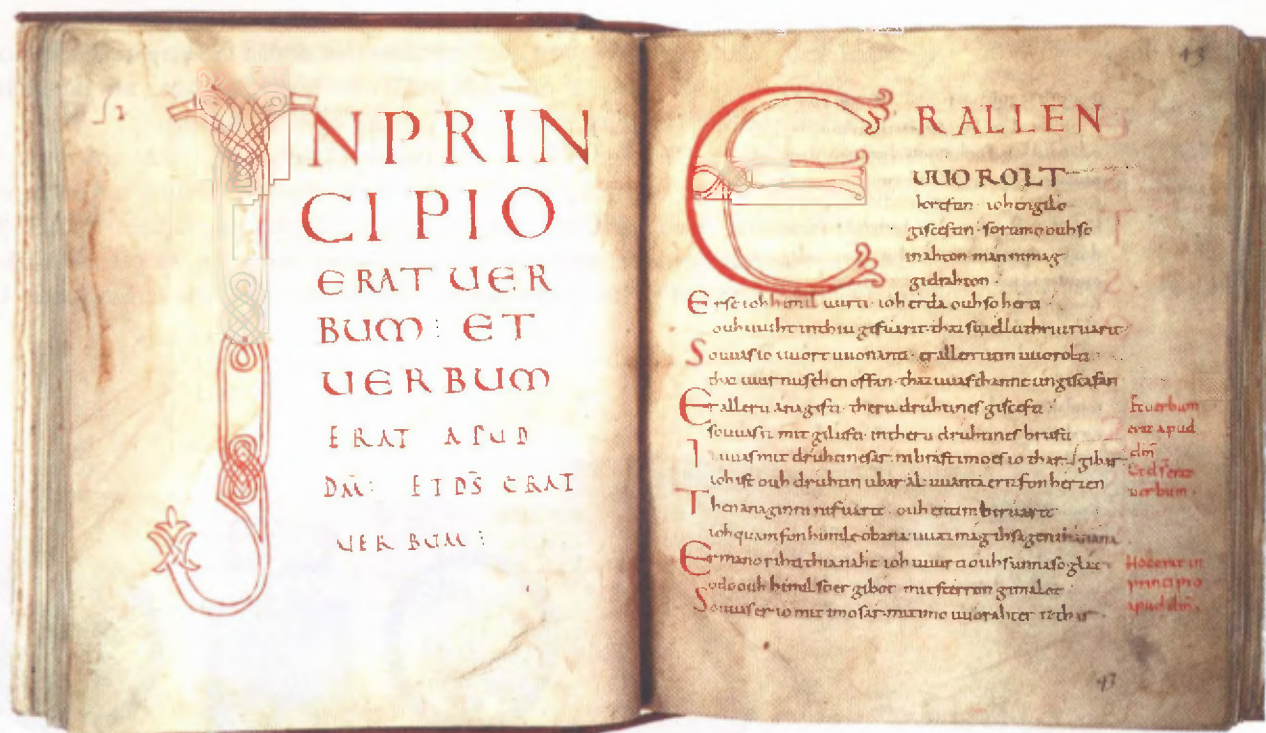


Abb. 13. Otfrids Evangelienbuch. Cod. Pal. Lat. 52, f. 42v/43r (865/870)

Württemberg vor kurzem mit der F. Fürstenbergischen Handschriftensammlung erworben hat, ist als für festlichen Gebrauch bestimmte Prachthandschrift zwar viel aufwendiger, aber im Layout der Seiten vergleichbar²⁴: blattfüllende und 10 Zeilen große Initialen, ganze Zeilen in roter Capitalis und Unziale, vegetabile Ornamente und Flechtbänder. Bei Otfrid fehlt wie bei den späteren Ergänzungen des Sakramentars das Gold, als Marginalien erscheinen Verweise auf die Bibel in roter Glossenschrift. Die Minuskel des Haupttextes nicht ganz so gleichmäßig, wie sie der Weißenburger Schreiber eben zu schreiben vermochte. Ohne Zweifel ein Prachtstück, vielleicht für einen hohen Besteller, jedenfalls für einen hervorgehobenen Gebrauch.

Dem entspricht Otfrids selbst geäußelter Anspruch in der Nachfolge der Heidendichter Vergil, Ovid und Lukan und der »ausgezeichneten Männer unseres Glaubens, Juvenecus, Arator und Prudentius, die in ihrer Sprache die Worte und Wunder Christi dichterisch gestalteten«, Otfrids Anspruch also, einen Text der Evangelien in ihrer Nachfolge fränkisch und poetisch zu bearbeiten. Während aber die fränkische Sprache noch *inculta et indisciplinabili*²⁵, also, positiver gesagt, noch bildungsbedürftig ist, bis sie den *edilzungun*²⁶ an die Seite gestellt werden kann, ist es doch möglich, den hohen Stil der Buchschrift, wie er für Bibel und liturgische Texte zur Verfügung steht, schon jetzt in Anspruch zu nehmen. Was der Sprachkunst (durch den heiligen Gehalt) recht ist, ist der Buchkunst billig.

²⁴ »Unberechenbare Zinsen« bewahrtes Kulturerbe, hrsg. von Felix Heinzer, Stuttgart 1993, Nr. 3, S. 46f.

²⁵ Otfrids Evangelienbuch, hrsg. von Oskar Erdmann, 5. Aufl. 1965, Ad Liutbertum, S. 5f., Z. 17-19 und Z. 58f.

²⁶ Otfrid (wie Anm. 25), I, 1, 53.

Ich will darauf nicht weiter eingehen, weil ich eben meine, daß die vergleichende Kodikologie diesen Anspruch, wenn er uns nicht in Worten überliefert wäre, aus der Anlage solcher Handschriften wenigsten im allgemeinen hätte ermitteln können.

Damit freilich ist die Deutung durch das Äußere bei Otfrid noch nicht am Ende. Im Vindobonensis, Otfrids eigenem Exemplar, wird die Evangeliendichtung auf einem vorgesetzten Blatt mit einen Labyrinth eröffnet, dem zu Beginn des fünften Buches (fol. 153r) eine Kreuzigungsdarstellung in denselben Farben entspricht, wobei auch Länge und Breite des Kreuzes genau in den äußeren Rand des Labyrinths hineinpassen. Die



Abb. 14. Otfrids Evangelienbuch (Labyrinth auf dem Vorsatzblatt). Cod. Vind. 2687



Abb. 15. Otfrids Evangelienbuch (Kreuzigungsgruppe). Cod. Vind. 2687, f. 153r

beiden Bilder, das Labyrinth hier als negatives Symbol der sündigen Welt und der erlösende Kreuzestod, stehen also in einem Zusammenhang, der auch durch Otfrids Dichtung gegeben ist²⁷ (Abb. 14/15). Denn seine Darstellung der Kreuzigung (IV,22) insi-

²⁷ Wolfgang Haubrichs, *Error inextricabilis*, in: Text und Bild. Aspekte des Zusammenwirkens zweier Künste im Mittelalter und früher Neuzeit, hrsg. von Christel Meier und Uwe Ruberg, Wiesbaden 1980, S. 63-174, hier S. 175f.; ders., Von den Anfängen zum hohen Mittelalter, Tübingen ²1995, S. 304f. (Geschichte der deutschen Literatur, hrsg. von Joachim Heinzle, Bd. I/1).

stiert auf der von Pilatus formulierten Inschrift, im Kapitel IV,32 *Stabat autem iuxta crucem Jesu mater eius* auf der Sorge des sterbenden Sohnes um die Mutter und wendet sich an uns, daß wir auch so an unsere Mutter denken. Nach dem Kapitel über den *Sol obscuratus*, der sich auf dem Bild ein Tuch über das Gesicht zieht, gelten noch zwei weitere Kapitel des 5. Buches der Bedeutung des Kreuzes. Sie unterbrechen den erzählenden Zusammenhang und verraten ein meditatives Betrachten schon in der Sprechhaltung. Das Bild ist also visueller Ausgangspunkt der Meditatio. Der Bezug der dritten Darstellung, des Einrittes nach Jerusalem auf der Eselin (Abb. 16), wirft ein noch deutlicheres Licht auf



Abb. 16. Otfrids Evangelienbuch (Einzug Jesu in Jerusalem). Cod. Vind. 2687, f. 112r

die Text-Bild-Kohärenz. Zunächst illustriert die Miniatur das erzählende Kapitel IV,4, 23 ff.: Die Leute breiteten ihre Kleider vor Jesus aus, um ihm den Weg angenehm zu machen. Hatte jemand nichts dabei, so brach er rasch Äste ab, um damit den Weg eben und gerade zu machen.

Der Vorgang wird im folgenden Kapitel allegorisch gedeutet: Der Esel, das sind wir. Die Leute, die ihre Kleider ausbreiten, sind die Märtyrer. Und die Äste, die sie abreißen, sind die frommen Bücher.

Wenn man nun das Bild anschaut, sieht man die Palmzweigträger rechts oben. Das ist die typische Darstellung von Märtyrern. Otfrid illustriert also zugleich seine allegorische

Deutung. Das Bild hat zwei Ebenen (*sensus*), die abgebildete Kirche ist dann auch wohl das himmlische Jerusalem.

Hat er die Miniatur nicht selbst gezeichnet, so muß er sie doch entworfen haben.

Aber es bleibt ein schwer verständlicher Rest. Labyrinth und Kreuzigung stehen so in den Lagen, daß sie, wenn auch von Anfang an geplant, nicht unbedingt in jeder Handschrift vorhanden sein mußten, wie diesen auch die unterschiedlichen Widmungen vorgesetzt sind. Im Gegensatz zur Wiener Handschrift V hat die Heidelberger Handschrift P keine Bilder.

Otfrid hat die einzige althochdeutsche Dichtung verfaßt, die auch illustriert ist. Man wird bei aller Differenz an karolingische Bilderhandschriften erinnert. Warum aber fehlen die Miniaturen in P, während für das verlorene St. Galler Exemplar zumindest ein Labyrinth erschlossen werden konnte?

Könnte das Fehlen von Bildern gerade programmatisch sein und in der Folge des Bilderstreites eine gewisse Unsicherheit im Verhältnis zu dem an sich gewünschten Schmuck verraten? Nach der Aussage von Otfrids Lehrer Hraban, der selbst freilich in seinem »*Liber de laudibus sanctae crucis*« einige Bilder aufgenommen hat, ist »der Buchstabe mehr wert als die eitle Form in einem Bild!«²⁸ (XXXVIII,5), denn die Heilige Schrift ist die vollkommene Norm des Heils (V. 7) und ist auch den fünf Sinnen angemessener (V. 9ff.), auf welche ausdrücklich die Fünffzahl der Bücher in Otfrids Evangelienharmonie zielt. Aber warum trägt das eine Exemplar den Luxus der Bilder, das andere nicht? Richtet sich das möglicherweise nach dem Adressaten?

Ich möchte, freilich nicht ohne weitere Studien, vermuten, daß P das Widmungsexemplar an Ludwig den Deutschen gewesen sein könnte. Die prachtvolle Ausstattung freilich wird auch dann vielleicht eher dem hohen Anspruch an den Text als dem hohen Destinator geschuldet sein, denn von Ludwig wissen wir durch kodikologische Forschungen Bernhard Bischoffs, daß er zwar eine Bibliothek besaß, daß er aber nicht den Typ des Bibliophilen verkörperte.²⁹ Nur zwei Prachthandschriften, wiederum Psalter, haben sich mit ihm in Verbindung bringen lassen.³⁰ An seinen Hof gehört als weiteres Denkmal auch das »*Muspillik*«, das althochdeutsche Gedicht vom Weltenbrand, von einer ungeübten Hand, vielleicht Ludwigs eigener, in einen schlichten Codex eingetragen, der ihm, dem *summe puer*, privat zugeeignet war.³¹ (Abb. 17)

Zum Schluß will ich noch zwei Kleinigkeiten aus derselben Otfrid-Handschrift anführen, bei denen durch Beobachtungen am Codex germanistische Überlegungen eine andere Richtung bekommen müssen.

Hinter dem Evangelienbuch wurde auf freigebliebenen Blättern das Fragment gebliebene althochdeutsche Georgslied eingetragen, seit jeher eine Crux in der Lesung, Rekonstruktion und Lokalisierung, es ist fast zerstört. Der Schreiber Wisolf oder Wisulf, ein unfähiger Stümper, dessen einzige Tugend in der Selbsterkenntnis bestand, konnte einfach nicht mehr, und er sagte auch, daß er nicht mehr konnte: *Ihn Nequeo Wisulf*. So ist er in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen und das Druckbild der diplomatischen Wiedergabe im Ahd. Lesebuch tat ein übriges, diese Auffassung zu bestärken. Erst die Autopsie Wolfgang Haubrichs und der geschulte Blick Bernhard Bischoffs erbrachten,

²⁸ MGH, Poet. Lat. II, S. 196.

²⁹ Bücher am Hofe Ludwigs des Deutschen und die Privatbibliothek des Kanzlers Grimalt, in: Bernhard Bischoff, *Mittelalterliche Studien*, Bd. 3, Stuttgart 1981, S. 187-212.

³⁰ Bischoff (wie Anm. 29) S. 189f.

³¹ Ebda., S. 188.

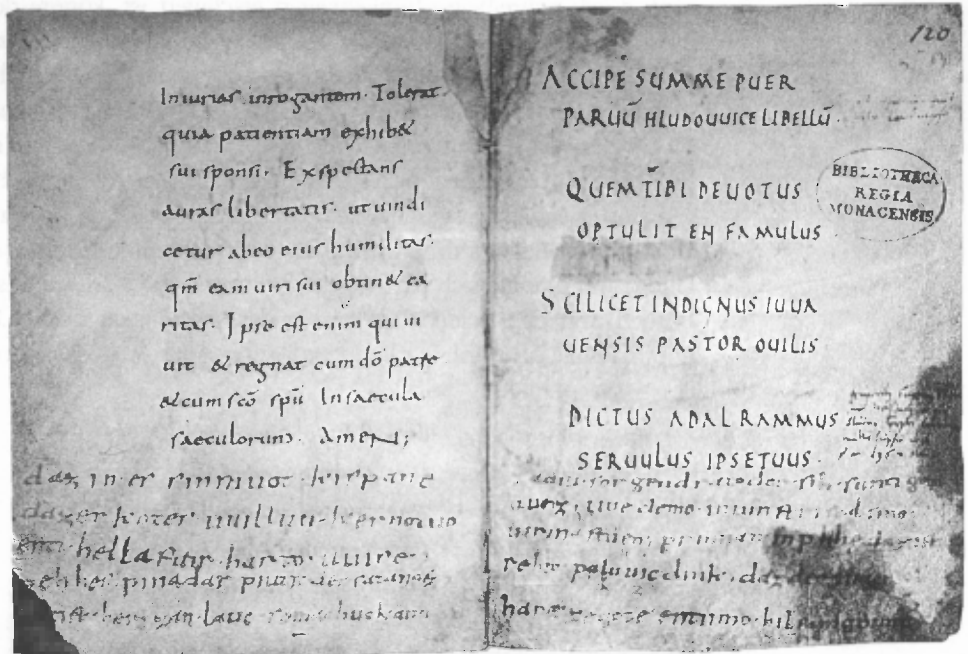


Abb. 17. Muspilli. Cod. Lat. Mon. 14 098 (2. Hälfte 9. Jhs.)

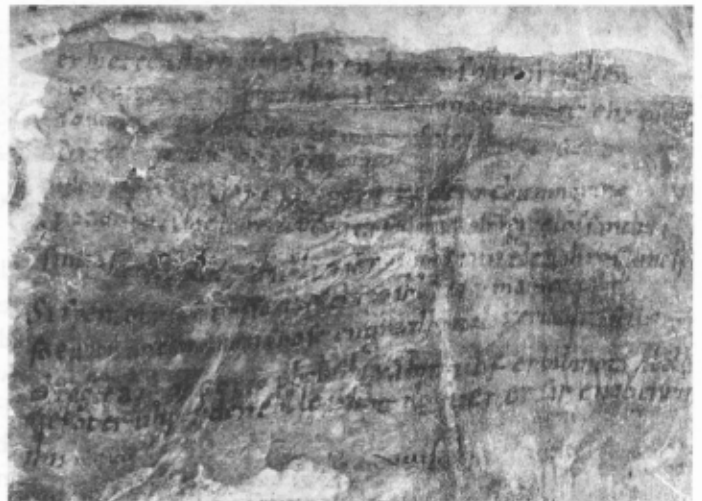


Abb. 18. Durch Reagenzien zerstörter Text des Georgsliedes. Wisulf unten rechts von der Mitte. Cod. Pal. Lat. 52, fol. 201v

daß der Name »viel zu weit vom Schlusse des Textes entfernt (steht), als daß der Schreiber sich so bezeichnen könnte«³² (Abb. 18) Ist wenigstens das *Nequeo* vom selben Schreiber? Doch hätte man gemeint, damit sei die Vergessenheit sein Los, so sieht man sich getäuscht; als Mythos lebt er fort.³³

Die zweite Stelle rührt aus der Zusammenarbeit des Verfassers mit Johanne Autenrieth her. Der Eintrag des althochdeutschen Georgsliedes, dessen dialektologische Lokalisie-

³² Bischoff, Paläographische Fragen deutscher Denkmäler der Karolingerzeit, in: Bücher am Hofe Ludwigs des Deutschen (wie Anm. 29), S. 71-111, hier S. 77, Anm. 11.

³³ Wolfgang Haubrichs, *Nequeo Vuisolf. Ein Beitrag zur Mythenkritik der Altgermanistik*, in: Sprachspiel und Lachkultur, Festschrift Rolf Bräuer, Stuttgart 1994, S. 28-42.

nung durch Schreibeigentümlichkeiten erschwert ist, könnte der Bibliotheksheimat der Heidelberger Otfrid-Handschrift geschuldet sein. Nun ist ja anzunehmen, daß die Empfänger der Widmungen auch Exemplare besessen haben. Im hohen Maße verdächtig war schon immer der Bischof von Konstanz und Abt der Reichenau, Salomo I., dessen Oberzeller Georgspatrosinium von 896 einen möglichen Sitz im Leben geboten hätte. Das wird durch regional beziehbare Heiligennamen, die am Schluß des Kodex eingetragen sind, ziemlich ausgeschlossen. Verdächtig war auch immer St. Gallen, das Heimatkloster der beiden widmungsempfangenden Freunde Otfrids, Hartmut und Werinbert. Und damit drängte sich die Frage auf, ob nicht die Kaiserin Gisela, bei ihrem erwähnten Besuch, mit den beiden Notker-Handschriften auch diese Otfrid-Handschrift mitgenommen hat, denn fol. 90r konnte man mit guten Augen eingeritzt lesen (Abb. 19 + 20):

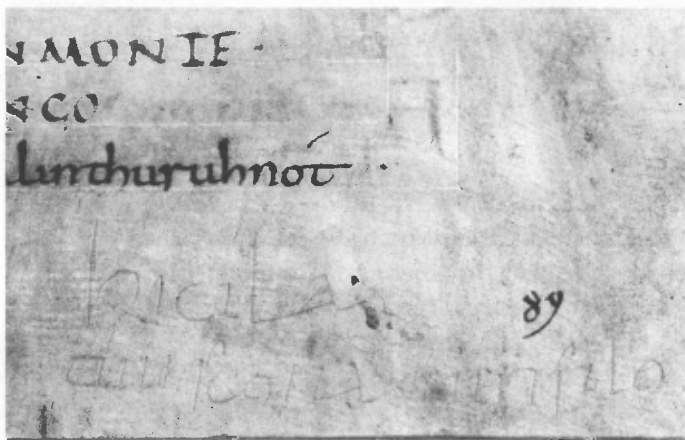


Abb. 19. Einnitzung Cod. Pal. Lat. 52, fol. 90r

Kicila diu scona min filo las – so sagt das Buch. Daß Gisela mit anlautendem *k* geschrieben wurde, war nach Notkers Anlautgesetz möglich und durch Ekkehards Schreibung verbürgt; daß das inlautende *c* gewöhnlich die Affrikata bedeutete, hat Rudolf Schützeichel m. E. vergeblich wegzudiskutieren versucht³⁴. Mir war die Einritzung schon vorher zum Problem geworden, und ich hatte Frau Autenrieth bei einem Besuch in Heidelberg gebeten, die Lesung zu überprüfen. Ihre Lesung, die dann bestätigt werden konnte, ergab den (ehemals geläufigen) Frauennamen *Hicila*. Ein kleines Querstrichlein, der Teil eines Winkelhackens, der in die folgende Zeile hinunterführt, durchkreuzt die Krallen des *h*. Aus also für die schöne Kaiserin! Schlecht für ein Reichenauer Georgslied! Im Nachhinein denkt man, man hätte sehen müssen, daß ein *k* der karolingischen Minuskel doch einen anderen Duktus hat als ein *h* mit einem Strichlein.

Da nun die verlorene St. Galler Handschrift ein Labyrinth gehabt haben muß, wie aus einer Kopie in einer Sammelhandschrift des dortigen Skriptoriums hervorgeht³⁵, die Handschrift P nun nichts mit St. Gallen zu tun hat, steigt die Wahrscheinlichkeit, daß sie

³⁴ Rudolf Schützeichel, Codex Pal. lat. 52. Studien zur Heidelberger Otfridhandschrift, zum Kicila-Vers und zum Georgslied (Abh. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen, Phil.-hist. Kl., Dritte Folge, Nr. 130), Göttingen 1982, S. 39-46.; Verf., *Kicila diu scona min filo las*. Bemerkungen zur Georgsliedforschung, ZfdA 120 (1991), S. 452-455.

³⁵ Haubrichs (wie Anm. 27), S. 147, 78f.

geschildert:
 grün frid ^{Handel?} = Grün
 Cinnegünd ^{Vater?} = Cinn
 mitten rechts wohl Feder

3.) (89. Jhd.)
 90^{er} in der Rand Eintragung, daher
 Hd. des Georg. Liedes kaum bestimm
 könnte zeitlich gleich sein ~~Hd.~~
^{grüdt} ^{deutlich} ^{braut} **hicila** = ^(XVI?) **hicila** die **scona**
 die **scona** **minfilo**
 3. lein Ober ~~teil~~ längen nichtbar

Baese
 14. for
 20. im Reg
 mit 14 für die 14.

Abb. 20. Zettel mit J. Autenrieths Notiz zur Lesung »Hicila«

eben doch das Widmungsexemplar für Ludwig den Deutschen oder für Liutbert, den Bischof von Mainz, gewesen sein könnte, an den sich Otfrids Approbationsgesuch wendet. Die eine Antwort eröffnet also wieder neue Fragen. Daß das Gespräch zwischen Literaturwissenschaft und Kodikologie, das durch den Tod von Johanne Autenrieth unterbrochen wurde, auch in Freiburg wieder fortgesetzt wird, wäre sicher im Sinne der engagierten Wissenschaftlerin.